

# Dystopien im Setzkasten

„Der Doppelgänger“ heißt Lucia Ronchettis neue Oper nach Dostojewski: Mit ihrer Uraufführung begannen die Schwetzingen Festspiele.

■ Von Alexander Dick

Für Schriftsetzer war er längst Arbeitsmittel, in den Wohnstuben wurde der Setzkasten dann ab den 1970ern zum Vehikel für Nippes & Co. Der „Setzkasten“, den Bettina Meyer formatfüllend auf die Bühne des Schwetzingen Schlosstheaters stellt, ist eher ein Gefängnis. Ein Ort, dessen Zellen hermetisch wirken. Entweder man verirrt sich in der nächsten. Oder man muss erfahren, wie die Räume sich horizontal und vertikal verengen.

Es gehört zu den Erstaunlichkeiten von David Hermans brillanter Inszenierung der zum Auftakt der Schwetzingen Festspiele uraufgeführten Oper „Der Doppelgänger“ von Lucia Ronchetti, dass sie bei aller augenscheinlichen Abstraktion des Stoffes doch reichlich Konkretes vermittelt mit ihren Bildern. Man vermisst nichts, obwohl die Schauplätze in Katja Petrowskajas Libretto, basierend auf Fjodor Dostojewskis gleichnamigem frühen Roman, ständig alternieren – von der Wohnung der zentralen Figur Goljadkin über den St. Petersburger Newski-Prospekt, dem dortigen Fontanka-Ufer, einem Ballsaal bis zu einem Wagen, der Goljadkin schließlich ins Irrenhaus bringen soll.

Denn das Bedrohliche, Obskure der Geschichte um einen zaristischen Beamten, dessen Identität durch das Auftauchen eines Doppelgängers zunehmend ins Wanken gerät, fängt dieses klaustrophobische Setting exzellent ein. In den unterschiedlich großen Boxen dieses „Setzkastens“ wirken die Handelnden wie fremdbestimmte Wesen, ein wenig wie die Figuren in einer Modelleisenbahn – und genauso hat Kostümbildnerin You-Jin Seo sie auch ausgestattet: Die künstlich glänzenden Gesichter und Kleider verstärken diesen Eindruck ebenso wie Clemens Gorzellas ungemein stimmiges, oft unheilswangeres, kaltes Licht, das die Szene umfängt. Ein dystopischer Ort.

Dostojewskis kurzer Roman von 1846, der die Zeitgenossen eher verschreckte, ist auch nichts anderes als eine Dystopie. Dabei ist es gar nicht so entscheidend, ob die Geschichte des Doppelgängers als Genese einer voranschreitenden Schizophrenie Goljadkins zu verstehen ist. Oder



Isoliert, gefangen, hilflos: Szene aus der Uraufführung von „Der Doppelgänger“ in Schwetzingen

als Fallstudie eines von der Gesellschaft in die Isolation getriebenen Menschen. Von Entfremdung. Der Entstehungsprozess der Oper in den Monaten der Pandemie legt diese Interpretation durchaus nahe, Komponistin und Librettistin legen selbst die Fährte. Petrowskajas Sprache jedenfalls ist hier ganz und gar keine blumige, raumgreifende. Ganz im Unterschied zu Dostojewskis Vorlage folgt sie steno-grammatisch, ins Groteske verzerrt, oft das Prädikat ausparierend dem Duktus moderner Prosa. Nicht nur. Die erste Begegnung Goljadkins mit seinem Arzt Dr. Rutenspitze zum Beispiel erinnert auch in ihrer Dramaturgie an Georg Büchners. Wo Dostojewski seine Gedanken in einem feinen Geflecht, introspektiv, also in die Tiefe hineinschauend, spinnt, entwickeln die Dialoge bei Petrowskaja eine naturalistische Schärfe, wirken noch um einiges bössartiger: „Sie müssen ihren Charakter umgestalten. Um-ge-stal-ten!“ sagt der Arzt – und man glaubt plötzlich, mitten im „Woyzeck“ zu sein.

Dies auch, weil Lucia Ronchettis Musik in dieser Szene Mimikry macht: Sie erinnert wohl nicht von ungefähr hier ein wenig an Alban Bergs „Wozzeck“. Doch das

ist nur ein Moment. Wenn man Ronchettis Partitur stilistisch charakterisieren müsste, dann wohl am besten mit den Begriffen Collage und Patchwork. Zugegeben, damit befindet sie sich auf einem Gleis, das gegenwärtig von Komponisten gerne befahren wird. Aber letztlich ist immer das Ergebnis entscheidend. In einem Pressegespräch sagt die der Gattung Oper seit langem zugewandte Italienerin Ronchetti, die Arbeit am „Doppelgänger“ während der Pandemie habe sie durchaus auch als therapeutisch empfunden. Transparenz beim Durchhören sei ihr wichtig gewesen, die Geschichte in ihren eindeutig kafkaesken Zügen und

die Räume hätten sie zu dieser reichen, divergierenden Klangsprache gebracht.

Eine große Rolle spielt darin auch russische Folklore. Ronchetti saugt sie oft wie ein Schwamm auf und gibt sie in neuer, verfremdeter Konsistenz wieder. Die Musik spricht, kommentiert – in einem gut zu dechiffrierenden Koordinatensystem. Den ersten Auftritt des Doppelgängers begleiten schräge Bläser-Akkorde, im Kontext des Dieners mit Namen Petruschka ist Strawinskys „Petrouchka“-Stil zu spüren. Und dann die Opern-Zitate – am „oh-

renfälligen“ Verdis „Don Carlos“ – die Inquisitorenzene, von einem Männerstimmenquartett klanglich verfremdet.

Das SWR-Symphonieorchester entfaltet unter der Leitung von Tito Ceccherini die Partitur, in der Harfe und Celesta sehr oft exponiert werden, mit der bekannten Exzellenz in Sachen Avantgarde, aber auch mit spürbarer Leidenschaft. Die Gesangsparts, die den Sängern und Sängerinnen sehr viel Sprechgesang im Melodramduktus sowie Falsett- und Geräuschexpertise abverlangen, könnten besser nicht realisiert werden: Allen voran begeistert Peter Schöne mit seinem flexiblen Bariton als Goljadkin – übrigens auch was die enormen darstellerischen Herausforderungen anlangt. Gleich mehrere Partien absolvieren mustergültig Peter Maszl, Zvi Emanuel-Marial, Christian Tschelbiew und Vladyslav Tluschch.

Der Figur der Klara hat die Komponistin zum Teil aberwitzige Vokalisen zugeordnet – gegen Ende schenkt sie ihr einen Ohrwurm, der jeder Singer/Songwriterin gut anstehen würde: Olivia Stahn vermag mit allem zu begeistern. Großer Applaus – und ein Glück, dass dieser „Doppelgänger“ am koproduzierenden Luzerner Theater vom 7. September an in weiteren sieben Vorstellungen gezeigt wird. Er hat die doppelte Wahrnehmung verdient.

## Ein vielseitiges Genie der Musik

Nur wenige Musiker haben den Jazz so geprägt wie der 1974 gestorbene Duke Ellington, am Klavier, mit Bigbands und in unzähligen Kompositionen. Vor 125 Jahren wurde er geboren.

Duke Ellington selbst sprach nie von Jazz, dabei prägten wohl nur wenige Künstler diese Musikrichtung so sehr wie er. „Amerikanische Musik“ nannte der Pianist und Bandleader, was er machte. Alle einschließend sollte es sein, ohne starre Kategorien.

Geboren wurde Edward Kennedy „Duke“ Ellington vor 125 Jahren am 29. April 1899 in Washington, wo er schon als Kind mit der Hilfe seiner Mutter das Klavierspielen lernte. Ellingtons Vater arbeitete in der Gastronomie und brachte seinem Sohn so gute Manieren bei, dass dieser von seinen Schulfreunden bald den Spitznamen „Duke“ (Herzog) bekam. Ellington begann zu komponieren und mit Bands aufzutreten. 1923 zog er nach New York, gründete seine eigene Band, die Washingtonians, bekam regelmäßige Auftritte im berühmten Cotton Club in Harlem – und ging dann auf Tour durch die USA und die Welt und wurde sogar ins Weiße Haus eingeladen.

Als Bandleader ließ Ellington seine Musiker in ihrer Individualität brillieren, darauf zielten auch seine mehr als tausend Kompositionen ab. „Ellington spielt Klavier, aber sein wirkliches Instrument ist die Band“, soll Billy Strayhorn einmal gesagt haben. Stücke wie „Sophisticated Lady“, „In A Sentimental Mood“, „Prelude To A Kiss“ oder „Satin Doll“ wurden zu Klassikern. Strayhorn selbst steuerte eines der berühmtesten Lieder für die Band bei: „Take the 'A' Train“.

Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs waren Bigbands nicht mehr so gefragt wie zuvor, aber Ellington fand trotzdem noch ein begeistertes Publikum, komponierte lange Suiten und für den Film. 1965 wurde er für den Pulitzer-Preis nominiert, 1999 erhielt er ihn posthum, 1969 wurde ihm die Presidential Medal of Freedom verliehen, die zu den höchsten zivilen Auszeichnungen der USA gehört. Sein Porträt gibt es inzwischen auch auf Briefmarken in den USA.

Am 24. Mai 1974 starb der dreimal verheiratete Ellington in einem Krankenhaus in New York nach dem Kampf gegen Lungenkrebs an einer Lungenentzündung. **Christina Horsten (dpa)**

## Nur ein bisschen Nostalgie

Auf die Pet Shop Boys ist auch nach 40 Jahren noch Verlass. Mit „nonetheless“ hat das legendäre britische Pop-Duo ein weiteres erstklassiges Album voller wunderbarer Melodien aufgenommen.

■ Von Steffen Rühl

„The Schlager Hit Parade“ heißt einer der zehn neuen Songs auf dem nunmehr 15. Studioalbum der auf unverkrampfte Art jung gebliebenen Pet Shop Boys. Neil Tennant, im Juli wird er tatsächlich 70, singt in der melodisch leicht an die Beatles erinnernden Nummer fröhlich über „Glühwein, Wurst und Sauerkraut“, außerdem sei in Deutschland für ihn gefühlt das ganze Jahr Weihnachtsmarkt.

„In der Nähe unseres Berliner Apartments gibt es eine Bar, wo sie sehr gerne Schlager spielen“, erzählt Tennant beim Interview in London über seine Feldforschung. „Wir gehen manchmal dorthin, hören dieser irgendwie lächerlichen Musik zu und genießen sie.“ Seit Jahren besitzen Tennant und die zweite Hälfte des Duos, Chris Lowe, eine Wohnung in der Stadt, wo sie, oft gemeinsam in einer Art

Edel-WG, einen Teil ihrer Zeit verbringen, insbesondere das 2020 veröffentlichte Album „Hotspot“ war stark von Berlin inspiriert und wurde in den dortigen „Hansa Studios“ aufgenommen.

Im Lied selbst geht es aber weniger um die musikalisch-kinarischen Vorlieben der Deutschen, sondern um die Konsequenz, mit der sie nach dem Krieg nach vorne statt zurück geschaut hätten, was auch für die Pet Shop Boys gelte. „Einen Hauch von Nostalgie erlauben wir uns auch. Aber wenn es zu viel wird, ziehen wir eine Art innere Nostalgiebremse.“ Lowe, der immer weniger schweigsame Schweiger der beiden, greift derweil feixend das Stichwort Schlager noch mal auf. „Viele Schlagersongs entstehen ja in den Hansa Studios. Der Ort ist berühmt für Bowie und Depeche Mode, aber ich wäre nicht überrascht, wenn die Flippers auch schon dort waren.“ Die Flippers seien ohnehin seine Lieblingschlagband, sagt der 64-Jährige. „Ich habe mal ein ganzes TV-Konzert mit denen gesehen. Die Musik ist sehr gut produziert.“

Was selbstverständlich seit 40 Jahren auch auf die Musik der Pet Shop Boys zutrifft. „nonetheless“ haben sie in London aufgenommen, nach drei Alben mit dem Produzenten Stuart Price haben sie dieses Mal mit James Ford (Arctic Monkeys, Depeche Mode) zusammengearbeitet. Es ist

ihnen vorzüglich gelungen, das typische Gleichgewicht zwischen Melancholie und Euphorie perfekt auszubalancieren.

Auf der einen Seite gibt es warme, aufbauende Songs wie das 20 Jahre alte „Feel“ oder „The Secret Of Happiness“. Auf der anderen steht das leicht wehmütige, an den ersten großen Welthit „West End Girls“ erinnernde „New London Boy“, das von Tennants Umzug in die Hauptstadt handelt. „Ich kam Mitte der Siebziger von Newcastle nach London und entdeckte das Leben“, sagt er. „Ich war Teil einer Glam-Rock-Clique, wir probierten uns aus, färbten uns die Haare, wären gerne so cool wie David Bowie gewesen.“ Auch seine Homosexualität habe Tennant in dieser Zeit entdeckt, das geschah „mit einer Mischung aus Nervosität, Angst und Neugier. Aber auch mit viel Spaß.“ Die erste Single „Loneliness“ beleuchtet inklusive des dezidiert queeren Videos die gelegentlichen Anflüge von Einsamkeit zu jener Zeit, „vor allem wollten wir hier aber eine flotte Melodie mit einem dunklen Text paaren.“

Auffällig sind die vielen geschichtlichen Bezüge. „Feel“ beziehe sich auf den Werdegang des britischen Doppelagenten George Blake, der in London aus dem Gefängnis ausbüxte und nach Moskau floh, das poppige „Dancing Star“ beschreibt das Leben des sibirischen Ballett-



Tarieren Melancholie und Euphorie aus: Neil Tennant (links) und Chris Lowe

tänzers Rudolf Nurejew, der den umgekehrten Weg einschlug und bei einer Europareise auf dem Pariser Flughafen über die Absperrungen sprang und – erfolgreich – um Asyl bat. Trotz der Wehmut ist „nonetheless“ also zuvorderst eine optimistische Platte, das zeigt sich nicht zuletzt im hinreißend herrlichen Pandemie-Pop von „Why Am I Dancing“. „Ich habe hemmungslos gerne allein in meiner Küche getanzt“, sagt Neil Tennant, „ich hät-

te auch nackt sein können, und niemanden hätte es gestört.“ Was folgt, ist ein Getrotzel über die unterschiedlichen Schamgrenzen von Briten und Deutschen, das in Tennants Nacktbadebekenntnis gipfelt. „Einmal bin ich ohne Kleidung in einem See in Potsdam geschwommen. Der Abend war zu schön, um prude zu sein.“

▶ **Pet Shop Boys:** Nonetheless (Parlophone)